



Dossier: Wann ist man eigentlich alt?

Demografischer Wandel als tiefgreifender Umbau der gesellschaftlichen Altersstruktur

Was in immer mehr Diskussionsrunden unter dem Stichwort „demografischer Wandel“ zum Thema wird, lässt sich auf eine knappe Formel bringen: Als Folge von anhaltend niedrigen Geburtenraten und steigender Lebenserwartung werden die Jüngeren in unserer Gesellschaft immer weniger, die Älteren werden mehr. Dazu einige Zahlen des Statistischen Bundesamtes:¹

In Deutschland lebten 2009 rund 82 Millionen Menschen, von denen etwa 17 Millionen bereits 65 Jahre oder älter waren, d.h. jeder fünfte Deutsche hatte das Rentenalter erreicht. Unter ihnen waren 57 Prozent Frauen und 43 Prozent Männer. Lediglich 4 Prozent der Älteren hatte im Jahr 2009 eine ausländische Staatsangehörigkeit. Die übergroße Mehrheit (96 Prozent) waren Deutsche. Seit 1990 hat sich die Zahl der Menschen ab 65 Jahren bundesweit damit um 5 Millionen erhöht. Das entsprach einem Anstieg um 42 Prozent. Im gleichen Zeitraum wuchs die Gesamtbevölkerung nur um 3 Prozent. Der Anteil der Seniorinnen und Senioren an der Bevölkerung fällt in Deutschland regional sehr unterschiedlich aus: In Ostdeutschland lag er 2009 mit 23,5 Prozent deutlich höher als in Westdeutschland mit 20,2 Prozent.

Der Vorausberechnung des Statistischen Bundesamtes zufolge wird die Einwohnerzahl Deutschlands zwischen 2009 und 2060 zurückgehen und der Anteil der ab 65-Jährigen wird weiter steigen. Waren 2009 noch 21 Prozent der Bevölkerung mindestens 65 Jahre alt, so werden es 2030 voraussichtlich 29 Prozent der Bevölkerung sein. Statt rund 17 Millionen werden hierzulande dann schon 22 Millionen Menschen ab 65 Jahren leben. Ihren höchsten Wert wird die Zahl der Menschen jenseits der 65 mit 24 Millionen bis Mitte der 2030er Jahre erreichen. Anschließend verringert sich ihre Zahl bis 2060 auf 22 Millionen. Rund ein Drittel der Bevölkerung (34 Prozent) in Deutschland wird dann im Rentenalter sein.

Die fortschreitende Alterung der Gesellschaft zeigt sich besonders deutlich anhand der wachsenden Zahl der Hochbetagten: 2009 lebten über 1,5 Millionen Menschen in Deutschland, die mindestens 85 Jahre alt waren. Ihre Zahl wird in den kommenden Jahrzehnten kontinuierlich steigen und Mitte der 2050er Jahre etwa 6 Millionen erreichen. Das entspräche dann einem Bevölkerungsanteil von 9 Prozent. Auch das Geschlechterverhältnis wird sich deutlich verschieben. Waren 2009 nur 27 Prozent der Hochbetagten Männer, so wird sich ihr Anteil bis

¹ Vgl. Statistisches Bundesamt (2011): Im Blickpunkt: Ältere Menschen in Deutschland und der EU, Wiesbaden.

2060 auf 40 Prozent erhöhen. Grund dafür ist, dass die Männer bei der steigenden Lebenserwartung gegenüber den Frauen etwas aufholen. Außerdem gehörten 2009 zur Generation 85+ noch Männer der Jahrgänge, von denen viele im Zweiten Weltkrieg gefallen sind.

Dass Menschen ein immer höheres Lebensalter erreichen, kann bereits seit Beginn der statistischen Aufzeichnungen zum Ende des 19. Jahrhunderts beobachtet werden. Seitdem hat sich die Lebenserwartung Neugeborener dank der Fortschritte in der medizinischen Versorgung, Hygiene, Ernährung und Wohnsituation sowie der verbesserten Arbeitsbedingungen und des gestiegenen Wohlstands mehr als verdoppelt. Aber nicht nur die Lebenserwartung der Neugeborenen hat sich beständig erhöht. Auch die Lebenserwartung der bereits Älteren ist stark gestiegen. So hatten 60-jährige Männer 1871/1881 im Durchschnitt noch 12,1 Jahre zu leben. 2007/09 waren es bereits 21,0 Jahre. Bei den Frauen ist diese Entwicklung noch stärker ausgeprägt: Lag der Wert für den Zeitraum 1871/1881 noch bei 12,7 Jahren, so konnten 60 Jahre alte Frauen 2007/2009 noch durchschnittlich 24,8 weiteren Lebensjahren entgegensehen.

Derzeit ist kein Ende des Trends abzusehen, dass die Menschen in Deutschland im Durchschnitt immer älter werden. Im Jahr 2060 könnte jeder zweite neugeborene Junge mindestens 87 Jahre alt werden, jedes zweite neugeborene Mädchen mindestens 91 Jahre. Der Rostocker Demograf James Vaupel hält diese Schätzung noch für untertrieben: Wer im 21. Jahrhundert geboren wird, hat seiner Ansicht nach sogar eine Chance von 1:1, den 100. Geburtstag zu feiern.

Alt sind nur die anderen

Wer kennt sie nicht, die Menschen, die nicht zu ihrem Alter stehen, nicht zu „den Alten“ gezählt werden wollen. Schnell steht dann der Vorwurf im Raum, hier würde etwas eigentlich doch ganz Eindeutiges verdrängt, nämlich der lebensgeschichtlich und soziokulturell klar konturierte Übergang in eine neue, ja in die letzte Lebensphase. Aber ist dieser Übergang von der Erwerbsphase in den Ruhestand, vom Nacherwerbserleben in die Hoch- und Höchstaltrigkeit tatsächlich so eindeutig bestimmt? Was die Bevölkerungsstatistiken zumindest nicht abzubilden vermögen, ist das Selbst- und Fremderleben von Altwerden und Altsein. Will man subjektive Alters- und Altersübergangsbilder erfassen, muss man Menschen unterschiedlichsten Alters dazu befragen.² Dabei zeigt sich: Die Selbstwahrnehmung als „alter“ Mensch wird im individuellen Lebensverlauf tendenziell in die Zukunft projiziert und somit konsequent „vertagt“, veränderte Lebensumstände und Gestaltungsmöglichkeiten von den Befragten explizit nicht als Altersphänomene eingeordnet. Erst mit der Zeit neigt der alternde Mensch dazu, Anzeichen z.B. von Antriebslosigkeit, Müdigkeit, Krankheit oder Schwäche nun nicht mehr als vorübergehende oder situativ bedingte Erscheinungen zu deuten, sondern als irreversible, altersbedingte Veränderungen. Ein nachgebendes Verhalten wird nun immer häufiger als Ausdruck von Altersmilde interpretiert, Einfälle und Ideen der Lebenserfahrung zugeschrieben oder ein gesteigertes Interesse an Sinnfragen wird als Hinweis auf ein altersbedingtes Interesse an

² Vgl. Stephan Lessenich / Klaus Rothermund, Zonen des Übergangs. Dimensionen und Deutungsmuster des Alterns [Editorial], in: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 44 (2011) 289–290 sowie die weiteren Aufsätze dieses Themenheftes.

Religion und Spiritualität gedeutet.³ Trotz dieser lebensphasentypischen Uminterpretationen bleibt festzuhalten: Älterwerden ist für die meisten kein Thema. Sprechen wir, bedenkt man die skizzierten Forschungsergebnisse, vielleicht viel zu inflationär, viel zu früh vom Alter, von den Alten? In diese Richtung weist ja zumindest auch ein Teil der Antworten auf die Frage „Wann ist man eigentlich alt?“ in der Straßenumfrage des Films „Leben in Fülle – Kirche im demografischen Wandel“. So sagte eine der befragten Damen im Film: „Ich bin zwar 80, aber ich meine, ich wäre noch nicht so alt. Solange ich mir noch alles selbst machen kann und mich pflegen kann, bin ich nicht alt. Erst dann bin ich alt, wenn ich das nötig habe.“

Die Macht der Bilder

Altersbilder werden von der Gerontologie als sozial und individuell verankerte Sichtweisen und Orientierungsmuster verstanden. Sie bestehen aus einem komplexen Gefüge kognitiver und emotionaler Bedeutungsinhalte, aus Einstellungen, Werten, Körper- und Selbstbildern und sind nicht zuletzt biographisch geprägt. Dabei dominieren häufig eher negativ bewertete Zuschreibungen wie gebrechlich und krank, missmutig und unzufrieden vor positiven Vorstellungen wie weise und erfahren. Zumeist finden sich nicht Altersbilder, die eindeutig positiv oder negativ sind, sondern zum Beispiel im Blick auf Familie, Arbeit und Gesundheit unterschiedliche bereichsbezogene Erfahrungs- und Wertungsdimensionen des Alterns und Altseins.

Diese Mehrdimensionalität innerhalb der Altersbilder wird durch die gestreckte und sich weiter ausstreckende Lebensphase, die im gesellschaftlichen wie individuellen Bewusstsein unter der Überschrift „Alter“ firmiert, weiter verstärkt. Ausgedehnt hat sich das Alter in zweierlei Weise: Da ist zum einen das „dritte“ Lebensalter, das sich nach der Erwerbsphase als ganz eigener Lebensabschnitt voller „später Freiheiten“ (Leopold Rosenmeyer) in den Lebenszyklus eingefügt hat. Und ihr folgen –gegenüber früheren Generationen ebenfalls in veränderter Gestalt – die letzten Lebensjahre, die für viele Menschen nicht mehr durch eine relativ kurze und rasch zum Tod führende Krankheitsphase, sondern durch eine nicht selten mehrere Jahre andauernde Pflegebedürftigkeit geprägt sind, wie sie sich beispielsweise aufgrund neurodegenerativer Erkrankungen wie der Alzheimer-Demenz ergibt. Auch innerhalb gerontologischer Fachdiskurse wird diese Komplexität des Alter(n)s deutlich. Die größer werdende Zahl von alten Menschen wird in Gruppen wie die der „jungen Alten und „alten Alten“ bzw. „Alten“, „Hochalten“ und „Höchstaltrigen“ unterteilt und die sich immer weiter ausdehnende Altersphase in qualitativ verschiedene Abschnitte wie die des „dritten“ und „vierten“ Lebensalters strukturiert. Am Ende stehen nicht selten Gesellschaftsanalysen und Handlungskonzepte, in denen „die (eigentlich) ,jungen‘ Alten symbolisch dafür stehen, wie sich die Gesellschaft womöglich doch noch am eigenen Schopf aus dem demographischen Sumpf ziehen könnte“ und „die (wirklich) ,alten‘ Alten als Projektionsfläche persönlicher wie gesamtgesellschaftlicher Alternsängste gleichermaßen“ dienen.⁴

³ Vgl. Anna Konradt / Klaus Rothermund, Dimensionen und Deutungsmuster des Alterns. Vorstellungen vom Altern, Altsein und der Lebensgestaltung im Alter, in: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 44 (2011) 291–298.

⁴ Lessenich / Rothermund, 289.

Doch wenn sich – wie die skizzierten Forschungsergebnisse andeuten – Menschen erst dann alt fühlen und als Alte verstehen, wenn sie auf Hilfe und Versorgung angewiesen sind, wie sollen dann Frauen und Männer im „dritten“ Alter, wie sollen die „jungen Alten“ dann überhaupt eine Identität als Alte entwickeln? Selbst der Eintritt in die Rente, die allgemein doch als deutlichste Zäsur hin zur Lebensphase „Alter“ gilt, wird von den Befragten nicht explizit mit der Erfahrung des Älterwerdens in Verbindung gebracht. Von Altsein wird erst gesprochen, wenn vom Übergang ins pflegebedürftige, abhängige Alter die Rede ist. Dieser Einschnitt, ja Einbruch ins Altsein wird dann aber zugleich als lebensgeschichtliche Katastrophe gedeutet und gefürchtet: „Dann ist alles vorbei!“⁵ Er gilt vielen Befragten als „Ende des Lebens“, „über das es dementsprechend auch nicht viel mehr zu sagen gibt, als dass man sich wünscht, es möge möglichst spät kommen und dann ‚schnell vorbei sein‘“ (ebd.).

Was heißt schon alt?

Zweierlei wird aus der bisherigen Darstellung deutlich:

- Es macht einen bedeutsamen und folgenreichen Unterschied, ob man sich in den Diskussionen um den demografischen Wandel primär auf Bevölkerungsstatistiken und ihren quantitativen Altersbegriff bezieht („als alt zählt, wer mindestens 65 Jahre alt ist“), oder ob man subjektive Vorstellungen vom Älterwerden und Altsein zum Maßstab nimmt („man ist so alt, wie man sich fühlt“). Im zweiten Fall schrumpft die Zahl der Alten genauso wie sich die Zeit des Altseins verkürzt und auf die von Gebrechlichkeit bzw. Hilfs- und Pflegebedürftigkeit gekennzeichneten Jahre konzentriert.
- Mindestens genauso bedeutsam und herausfordernd ist aber auch die in den geschilderten Befragungsergebnissen ebenso wie in anderen Umfragen zum Ausdruck kommende Angst vor eben diesem radikalen Alter, vor Krankheit und Gebrechlichkeit, vor Hilfs- und Pflegebedürftigkeit. So nachvollziehbar und verständlich es ist, dass niemand sich eine Situation wünscht, in der sie/er auf die Hilfe anderer angewiesen ist und spürbar dem Tod nahe rückt, so nachdenklich macht die hier ausgedrückte Trost- und Hoffnungslosigkeit.

Herausforderung und Aufgabe für eine „alternde Kirche in einer alternden Gesellschaft“ (Karl Gabriel) erwachsen angesichts des demografischen Wandels ganz unabhängig vom zugrunde gelegten Altersverständnis. Gleich ob ein „weiter“ oder ein „enger“ Altersbegriff gewählt wird, Zahl und Anteil der Alten in Kirche und Gesellschaft nehmen in bisher nicht gekanntem Maße zu. Schon dies allein macht eine weitaus größere Aufmerksamkeit für die „in die Jahre gekommenen“ Frauen und Männer notwendig. Ihre Rolle und ihr Stellenwert innerhalb der Pastoral gewinnen an Gewicht. Stereotype und Neuformierungen in individuellen, kirchlichen und gesellschaftlichen Altersbildern sind kritisch zu reflektieren und konstruktiv mitzugestalten. Statt die (vermeintliche oder tatsächliche) „Vergreisung“ von Gemeinden, Gruppen und Gremien zu beklagen, tun Christinnen und Christen gut daran, tatkräftig die Würde im Alter sichern zu helfen – auch und

⁵ Stefanie Graefe / Silke van Dyk / Stephan Lessenich, Altsein ist später. Alter(n)snormen und Selbstkonzepte in der zweiten Lebenshälfte, in: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 44 (2011) 299–305: 302.

nicht zuletzt im gemeinsamen Aushalten der Nöte und Ängste des altgewordenen Menschen, auch und nicht zuletzt im gemeinsamen Gebet und beständiger Hoffnung auf die von Gott verheißene Vollendung menschlichen Lebens.

Autor und Kontakt

Dr. Ulrich Feeser-Lichterfeld

info@feeser-lichterfeld.de